

31. Jhg. 2021 Nr. 4 (389)

MASURISCHE STORCHENPOST



Frohe und gesunde Osterfeiertage!

Erwin Kruk

Państwowy
Instytut
Wydawniczy

Kronika z Mazur



Erwin Kruk, (* 4. Mai 1941 in Gutfeld, Kreis Neidenburg;
† 31. März 2017 in Olsztyn,)
war ein deutsch-polnischer Schriftsteller, masurischer Dichter
und Literaturkritiker polnischer Sprache.

Masuren – ein wiederkehrendes Thema

Von Erwin Kruk

Immer häufiger denke ich, dass Masuren, obwohl es eine reiche Vergangenheit hat, seinen kulturellen Reichtum selten nutzt. Dieses Erbe ist verschleudert und teilweise vergessen. Worauf soll man die Zukunft bauen? Die Erinnerung an das, was im Laufe der Jahrhunderte gewachsen ist und sich umgestaltet hat, haben die Zeit, die Migrationen der Menschen, der Zerfall der masurischen Gemeinschaft und auch die heute dünne Schicht der evangelischen Diaspora sowie die nach Jahrzehnten übrigen Propagandabücher ausgelöscht. Es scheint, dass es oft auch an der Neugier am sich verändernden Leben fehlt, um dieselben Fragen mit einem frischen Auge zu betrachten. Vielleicht sind die heutigen Bewohner der Region, die sich mit dringenden Angelegenheiten herumschlagen, der Geschichte allzu müde geworden und möchten sich von ihr erholen? Deshalb sprechen auch Menschen der Wissenschaft, darunter Soziologen, in unserer Region nicht über eine regionale Gemeinschaft (als gewünschte Struktur), sondern über die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit sie existieren kann. Diese Gemeinschaft gibt es schließlich nicht.

Die Gegenwart mit ihrer nachsichtigen Haltung gegenüber der Behandlung der Geschichte weist nicht darauf hin, dass eine geplante und sichtbare Geschäftigkeit darum stattfand, was in Zukunft davon profitieren kann. Es sind Maßnahmen erforderlich, um jungen Menschen eine bessere, verständlichere und freundlichere Welt zu ermöglichen. Andernfalls haben diejenigen, die in

einigen Jahren ins Erwachsenenleben eintreten, keine Basis, um irgendwelche emotionalen und intellektuellen Bindungen an die Region zu spüren, aus der sie stammen. Sie werden ihre Zukunft nicht hier gründen.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts war die Belebung in Masuren größer. Obwohl ich kritisch gegenüber den Gruppen junger Wissenschaftler und Schriftsteller eingestellt war, die in den neunziger Jahren in Allenstein mit dem Begriff der „neuen Identität“ um sich warfen, und darüber u.a. im „Przeгляд Polityczny“ geschrieben habe, habe ich jetzt, da jegliche Diskussion fehlt, nicht einmal einen Prätext zur Kritik. Das Schweigen ist allgegenwärtig und sieht aus wie ein sich verlängernder Schlaf. Bleibt also dasselbe, nämlich die Aufmerksamkeit auf Phänomene zu richten, die beunruhigen.

Wenn wir auf die Region schauen, geht es in ihr im Grunde überhaupt nicht um intellektuelle Streitigkeiten, sondern um die Zukunft der jüngsten Generation - um diejenigen, die derzeit Grundschulen, Gymnasien und Lyzeen besuchen. Wie werden sie als Erwachsene die Region behandeln, in der sie geboren wurden? Es hängt von den Erwachsenen ab, mit welchen Werten sie ausgestattet werden. Dies ist die wesentlichste Frage, auf die man immer wieder zurückkommen muss. Denn es geht hier nicht darum, gute Ratschläge zu geben, sondern Erinnerung und Vorstellungskraft zu wecken. Es gab eine Zeit, in der Lehrer und gesellschaftliche Aktivisten in Masuren sich dafür einsetzten, auf mehr oder weniger attraktive Weise den Lehrplan mit Inhalten zu füllen, der „regionaler Weg“ genannt wurde. Hier und da wurden lokale Maßnahmen ergriffen. Es gab Initiativen, das Material attrakti-

ver zu machen und dazu, auf welche Weise das gemacht werden könnte. Übrigens finden auch jetzt, wenn ich auch keinen detaillierten Überblick habe, gewisse früher ausgearbeitete Formen ihre Fortsetzung. Man kann Beispiele anführen, dass die umgebende Landschaft nicht gleichgültig war (und stellenweise auch heute nicht ist). Insgesamt jedoch ist kein ganzheitlicher Plan zu sehen. Und das wirkt so, als wären keinerlei Argumente und Diskussionen mehr erforderlich.

Einmal in Lötzen trug ich eine Skizze mit dem Titel „Ocalenie kultury mazurskiej“ („Über die Rettung der masurischen Kultur“) vor, der im 6. Band von „Masovia“ (2003) veröffentlicht worden war. Es war auf einem masurischen Seminar. Die darin enthaltenen Feststellungen scheinen mir weiterhin wichtig zu sein. In der Zusammenfassung stellte ich ziemlich bitter fest: „Auch in unserem Land zeigt es sich, dass je weniger Interesse an der masurischen Tradition besteht, man desto lieber nach dem Namen „Masuren“ greift. Was sollte also für die Rettung dieser Kultur und die Weitergabe der Erinnerung an sie getan werden? Vor allem in wissenschaftlichen Forschungen, wenn solche durchgeführt werden, von Forschungsinstrumenten abzusehen, die aus dem 19. Jahrhundert stammen und in der Epoche der Nationalismen nützlich waren. Es ist von der Annahme auszugehen, dass das am interessantesten ist, was im historischen Prozess separat war, über sich vollziehende Transkulturation, Akkulturation und dergleichen. Damit einhergehen müssen Verbreitung von Wissen, Zugang zu Veröffentlichungen, Mittel zur Rettung dessen, was sich retten lässt. So sollte es übrigens mit jeder Kultur sein, die im früheren Preußen im Laufe der Jahrhunderte in Schichten gewachsen und miteinander ver-

schmolzen ist. Das ist eine Angebot für die jungen Generationen. Nur dann, wenn die Sensibilität geweckt wird, wird die Überzeugung gestärkt, dass gerade die heutigen Bewohner der Region Depositäre des ganzen kulturellen Erbes sind und frühere Kulturpflanzen als Depot für zukünftige Generationen pflegen. Wenn das geschieht, werden nicht nur die Sensibilität und das Gedächtnis junger Menschen, die neugierig auf die Welt sind, bereichert, sondern auch ihr Gefühl, hier heimisch zu sein.“

In der Geschichte geschieht nichts unter einer Glasglocke. Man kann daher nicht sagen, dass es gut so wäre, wie es einmal war. Das ist ein ahistorisches Denken. Man muss nämlich Änderungen berücksichtigen und gleichzeitig der Gleichgültigkeit widerstehen. Wie bekannt liefen auch in Masuren gesellschaftliche Prozesse ab, die das einstige Gesicht Masurens auf den Kopf stellten. Etwas jedoch blieb, was die Region auszeichnet. Und gleichzeitig werden in der Region, die ihre Vergangenheit nicht erforscht, neue Generationen geboren, die hier ihren Platz suchen oder sie mit Orten konfrontieren, nach denen sie sich sehnen. Man muss, wenn auch mit Trauer, die Tatsache akzeptieren, dass es die Masuren als ethnische historisch gebildete Gruppe nicht mehr gibt (ähnlich übrigens wie die Ermländer). Das bedeutet jedoch nicht, ihre einstige Anwesenheit aus der Erinnerung zu eliminieren und den brach liegenden Untergrund der früher gebildeten Kultur auszustreichen. Kenntnis ist notwendig und das sogar dann, wenn wir nicht im Stande sind, diese Kultur zu akzeptieren. Die Veränderung der Werte der Vergangenheit verlangt, dass man etwas von ihr weiß. Manchmal nämlich bestärkt diese Kenntnis uns in der Überzeugung, dass wir mit der heimatlichen Erde verbunden

sind, dass wir die Zukunft auf der erkannten Kulturlandschaft aufbauen wollen. In der Praxis zeigt sich das als Sorge um den Erhalt der Kulturlandschaft dort, wo es möglich ist, um das Kennen früheren Schrifttums, um religiöse und historische Objekte, von denen Spuren gerade noch sichtbar sind, ein anderes Mal als Widerstand gegen das Fällen von Bäumen und die Beseitigung der malerischen Landschaft Masurens. Statt jedoch von kollektiven Aktionen kann man einzig von einzelnen Personen sprechen, denen die Sorge um die Erinnerung daran, was verschwunden ist, nicht gleichgültig ist. Diese Nicht-Gleichgültigkeit kann sich auf das Nachdenken darüber übertragen, was aus dem früheren kulturellen Erbe man der jungen Generation vorschlagen kann. Wählen hingegen werden bereits sie selbst.

Die Sorge um die Jüngsten kann auf verschiedene Art ihren Ausdruck finden, vor allem als Handeln mit dem Ziel, sie mit Erinnerung zu beschenken und ihnen die Möglichkeit der Wahl zu schaffen. Wählen kann man nur aus dem, was zugänglich ist. Denn die Geschäftigkeit um die Zukunft ist unter anderem Unterricht in Sensibilität. Deshalb lohnt es sich, an das Erbe Masurens zu erinnern, es zu dokumentieren und zu entdecken. Auf diese Weise werden die jungen Menschen die Möglichkeit haben, die Tradition zu wählen, die Kulturlandschaft zu schätzen und Wurzeln zu schlagen. Die Welt globalisiert sich. Jedoch der Ausgangspunkt dafür, Wahlen zu treffen, sind Orte, mit denen Menschen sich verbunden fühlen.

Da es keine Zukunftsvisionen gibt, stellt sich die Frage, ob diesen jungen Menschen die Vergangenheit notwendig ist? Ob ihnen die

Kenntnis dessen notwendig ist, was durch die Jahrhunderte Einfluss auf die Spezifik der Region hatte?

Vielleicht lassen sich die zerrissenen kulturellen Bindungen, die von der Spezifik der Region zeugen, nicht mehr knüpfen. Zwar ist von Multikulturalität die Rede, aber es ist kaum zu bemerken, dass sie über Worte hinausgeht. In Ermland werden solche Aktivitäten aufgenommen, zumindest in einigen Landkreisen. In Masuren lässt sich trotz Versuchen, das Interesse an der masurischen Kultur zu wecken, unter den Behörden der Region keine größere Belebung bemerken. Daher kann man dieses Interesse nicht von Kulturinstitutionen verlangen, die der lokalen Selbstverwaltung unterstellt sind. Das, was entsteht, ist oftmals das Werk von Enthusiasten. Ihre Aktivitäten und sogar ihre Errungenschaften sind gleichwohl nicht Gegenstand breiteren Interesses. Das, was wesentlich ist, wird nicht zu einer kollektiven Erinnerung, die das Leben der Region bereichert. Auch wenn dies der Fall ist, betrifft dies einzelne Ereignisse und Personen. Das hingegen, was gemacht wird, wird wegen des Fehlens des sogenannten kulturellen Blutkreislaufs (also dem Fehlen von Zeitschriften) lediglich zu einer lokalen Begebenheit. Davon, dass es eine überregionale Bedeutung haben kann, wissen die Medien nicht und wollen es nicht wissen.

Ein interessantes Beispiel dafür, wie man Masuren und seine Kultur übergehen kann, ist die Tätigkeit der Station des [öffentlichen Fernsehens] TVP in Allenstein. Es gibt dort verschiedene Versuche, die Programme attraktiver zu machen, aber formal, da das eher die Art der Übermittlung als sachliche Inhalte betrifft. Vielleicht sind meine Beobachtungen übertrieben. Das ist mit Sicherheit keine vorab geplante Aktion. Tatsache ist jedoch, dass es unter

den Allensteiner Fernsehjournalisten keine gibt, die sich für die Kultur und Geschichte Masurens interessieren würden. Es zählt nichts außer dem heutigen Tag. Selbst wenn es Geburts- oder Todestage herausragender Persönlichkeiten gab, die in ihrem Leben und ihrer Arbeit mit Masuren verbunden waren, widmete das lokale Fernsehen ihnen in den letzten Jahren keine Sendung. Andere Fernsehsender befassten sich damit. Gibt es dafür keine Mittel oder wird das für eine lokale Angelegenheit gehalten, die keine Aufmerksamkeit verdient? Nicht nur das, es gab nicht einmal ein paar Sekunden lange Berichte von den stattfindenden Sitzungen oder Seminaren. Man weiß nicht, ob ihre Namen gelegentlich aufgetaucht sind. Aus dem lokalen Fernsehen konnte der Zuschauer nicht erfahren, dass es in der Geschichte der Region Menschen wie Gustav Gisevius, Christoph Cölestin Mrongovius, Martin Gerss oder Michał Kajka gegeben hat. Im Herbst letzten Jahres wurde während der Einweihung des neuen Kulturjahres in der Allensteiner Burg darüber informiert, dass das Marschallamt das Jahr 2008 zum Wojciech-Kętrzyński-Jahr ausruft. Der TVP-Journalist, der dieses Treffen leitete, kommentierte diese Tatsache auf seine eigene Weise, nämlich, dass Kętrzyński dadurch vielleicht nicht nur mit der „Kętrzyński-Mayonnaise“ assoziiert werden wird.

Vielleicht sollte das ein Witz sein. Es sieht jedoch danach aus, dass auf solch witzige Weise das lokale Fernsehprogramm die Geschichte Masurens behandelt. Es kommt manchmal vor, dass mit etwas Masurischem (wie dem Privatmuseum in Zondern / Sądry), ermländische Programme wie „Warnijo“ bereichert werden. Es kam auch vor, dass das Museum von Ermland und Masuren, als es im Gebäude der „Gazeta Olsztyńska“ eine Ausstellung über die

Jahreszeiten in Ermland präsentierte, sie mit Fotos aus Masuren illustrierte. Charakteristisch ist hier ein Beispiel aus Gablik Wielki (Groß Gablick). Nach dem Foto (G. Schulz aus Duży Gablik), das in der Monographie „Masuren“ von Albert Zweck (Stuttgart 1900, S. 202, 228 und 229) zu finden ist, wurde die masurische Stube im Museum für Volksarchitektur in Hohenstein rekonstruiert. Man möchte sich jedoch nicht daran erinnern, dass dies das Innere einer masurischen Hütte ist. Es stellte sich heraus, dass Ethnographen lieber das Ermland aufwerten wollen. Woher kommt das? Daher nämlich, dass die Gemeinde Hohenstein heute zum Landkreis Allenstein gehört. In der „Gazeta Olsztyńska“ wird jede Woche eine Beilage mit dem Titel „Nasza Warmia“ („Unser Ermland“) präsentiert. Es ist unwichtig, dass Hohenstein nichts mit Ermland zu tun hatte. Es ist administrativ verbunden. Daher wird die Geschichte neu geschrieben.

Die Aufdringlichkeit in der Aufwertung von Ermland weckt manchmal Widerspruch. Unter anderem schrieb Waldemar Mierzwa, Herausgeber des Wörterbuchs „Masuren. Subjektives, illustriertes Wörterbuch“, in der Einleitung: „Ich hätte mich sicher nicht für die Umsetzung des Projekts „Masuren“ entschieden, wenn es nicht die eifrigen, manchmal sogar komischen Versuche gegeben hätte, Ermland als Land mit Wiedererkennungswert zu kreieren. Diese Aktivitäten nehmen als Grundlage die historische, heute irrelevante Teilung in das katholische Ermland und das protestantische Masuren. Eine der Säulen der Vermarktung der Woiwodschaft sollte natürlich die Vielfalt der Gegenden sein, aus denen sie besteht. Es lohnt sich jedoch nicht, aus diesem Grund nicht existierende Grenzen zu zeichnen, nicht einmal, wenn sie nur der

Begrüßung eines Gefolges von Verkleideten dienen.“

Wie es aussieht, sind die Grundlage für solche Formulierungen Veranstaltungen wie etwa in Layß / Łajs, wo ermländische Enthusiasten die Grenze zwischen Ermland und Masuren absteckten. Darüber hinaus behaupten einige Ermländer, die Masuren hätten die Kultur von den Ermländern gelernt. Solche Feststellungen, die von Grund auf falsch sind, sollen ein Köder für Veranstaltungen sein, die am Rand von Ermland organisiert werden. Die Sache ist die, dass es, ähnlich wie bei den Masuren, auch keine Ermländer als Gemeinschaft gibt, die jahrhundertlang in diesem Land lebte. Weder im ermländischen noch im masurischen Umfeld gibt es seit vielen Jahren Menschen, die lokale Werte und Traditionen kultiviert haben. Es kommt jedoch vor, dass es Enthusiasten gibt, und das unter denen, die hier geboren wurden und sich nicht damit abfinden können, dass die Erinnerung an die Vergangenheit so karg ist. Der Punkt ist, dass oft sehr interessante und bemerkenswerte Initiativen durch den Mangel an breiterer Information und deren gesellschaftlicher Zirkulation absorbiert werden. Und dabei lohnt es sich, daran zu erinnern, dass die meisten der heutigen Einwohner von Ermland und Masuren Kinder, Enkel und oft auch Urenkel von Menschen sind, die aus anderen Regionen mit einer anderen Kultur hierher gekommen sind. Hier sollte für jeden Platz sein. Auch für diejenigen, von denen es nicht viele gibt.

<http://luteranie-dzialdowo.pl/>

2008 Lipiec - Sierpień Nr 7/8 (61-62) Rok IX
Biuletyn Mazurskiego Towarzystwa Ewangelickiego w Olsztynie

2008 Juli - August Nr 7/8 (61-62) Jahr IX
Bulletin der Masurischen Evangelischen Gesellschaft in Allenstein

Analyse: Welche Rolle spielt die junge Generation in der deutschen Minderheit

Die Jugend: Was wird nun aus ihr?

Gegenwart und Zukunft

Die Mitglieder der deutschen Minderheit in Polen sind überwiegend ältere Menschen. Personen mittleren Alters nehmen nur selten aktiv am Leben der Organisation teil. Die Zukunft der deutschen Minderheit liegt bei den jungen Menschen, von denen es in den Organisationen aber nicht sehr viele gibt. Die wichtigste gesellschaftliche Rolle, die die jungen Menschen jetzt und in Zukunft spielen müssen, ist die Fortsetzung der Minderheitenbewegung und der Brückenschlag zwischen der polnischen und der deutschen Nation. Nach dem gesellschaftspolitischen Umbruch in Polen 1989 entstanden viele Organisationen der deutschen Minderheit, auch mehrere Organisationen für ihre Jugend. Die größten von ihnen sind der BJDM (1992, eine polenweite Jugendorganisation der deutschen Minderheit), Ermis (1992, eine Jugendgruppe bei der Alensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit) sowie deutsche Studentenverbindungen: AV Salia Silesia (1992), VDH Ratibor (1999, allerdings gibt es dort seit ein paar Jahren keine neuen Mitglieder mehr) und VDH Oppeln (2003). Jugendorganisationen bringen nur einen Teil der Jugend der deutschen Minderheit zusammen. Besonders in den 90er Jahren waren in diesen Organisationen viele junge Leute vereint. Dies war die Zeit des Beitrittsbooms zu deutschen Minderheitenorganisationen.

Mangel an jungen Menschen in Organisationen

Eines der wichtigsten heutigen Probleme der deutschen Minderheit in Polen ist gerade der Mangel an jungen Menschen in Or-

ganisationen. Viele junge Menschen haben nicht die Zeit, an den Aktivitäten einer Organisation teilzunehmen oder sind aus verschiedenen Gründen nicht an einer Mitgliedschaft interessiert. Ein erheblicher Teil von ihnen gehört keiner Organisation an, ob bei der deutschen Minderheit oder der polnischen Mehrheit. Es sei betont, dass in der heutigen Zeit die Menschen in Polen, vor allem die jungen Leute (ungeachtet ihrer Nationalität), im Allgemeinen zurückhaltend sind, wenn es darum geht, sich an sozialen Aktivitäten zu beteiligen.

Das mangelnde Engagement steht in Zusammenhang mit dem Problem der Wirtschaftsmigration. Wie in den vergangenen Jahrzehnten, veranlasst nach wie vor der Mangel an guten Arbeitsmöglichkeiten in Polen und die Aussicht auf bessere Lebensbedingungen und mehr Geld insbesondere junge Menschen dazu, ins Ausland zu gehen. Der arbeitsbedingte Wegzug schränkt jedoch die Aktivität der deutschen Minderheitenorganisationen stark ein und in der sozialen Dimension verursacht die Migration mehr Probleme als sie Nutzen bringt.

Identität junger Menschen

Der Mangel an Engagement ist auch auf die nicht im häuslichen Milieu geformte Identität der Jugendlichen zurückzuführen. Nur ein Teil der Jugendlichen der deutschen Minderheit hat eine ausgeprägte nationale Identität und identifiziert sich mit der deutschen Nation und Kultur. Die meisten jungen Menschen definieren sich regional oder fühlen sich polnisch. Zur Identität der Jugendlichen der deutschen Minderheit gehören vor allem: Abstammung (oft stammt die nächste Generation aus einer national gemischten Ehe), Familien- und Regionalgeschichte, Erziehung in der Familie und in der Schule einschließlich der Weitergabe von Sprache und Kultur.

Hingegen resultieren die Identitätsprobleme der Jugendlichen aus: geschichtlichen Gegebenheiten, Erziehung in der Familie und in der Schule (bei der Mehrheit der Jugendlichen wurde die deutsche Kultur und Sprache nicht an sie weitergegeben, sodass sich bei ihnen kein Identitätsgefühl - keine nationale Identifikation - entwickelt hat), Angst vor der Mehrheit, dem Umfeld oder davor, sich zum eigenen Deutschsein zu bekennen bzw. sich national zu definieren (deshalb ist es für manche Menschen bequemer, sich z. B. als Schlesier oder Europäer zu sehen), ferner ihre Wahrnehmung durch Westdeutsche als minderwertige Deutsche oder als Polen, Desinteresse (kein Interesse an den eigenen Wurzeln, nur am Geldverdienen oder Spaßhaben), fortschreitende Assimilierung in die polnische Nation und schließlich die Globalisierung.

Generell fühlen sich die Jugendlichen der deutschen Minderheit in unterschiedlichem Maße mit der polnischen und deutschen-Kultur verbunden. Es ist eine Generation, die stark von der Massenkultur geprägt ist. Die Jugendlichen sind sich der Verbundenheit ihrer Region und damit der eigenen Familie mit der deutschen Kultur und dem deutschen Staat bewusst. In vielen Fällen bleibt das Schlesiertum die sicherste und einzige unhinterfragbare Komponente ihrer Identität. Es ist ihr Bezugspunkt. Sie definieren sich lieber in regionalen als in nationalen Kategorien. Es scheint, dass diese Einstellung an die nächsten Generationen weitergegeben wird. Das Schlesiertum wird als regionale Zugehörigkeit verstanden, während das Deutschtum als eine nationale und staatliche Zugehörigkeit definiert wird. In Zukunft wird sich wahrscheinlich ein großer Teil der Angehörigen der deutschen Minderheit nicht mit der deutschen Minderheit identifizieren und seine Identität vor allem auf den Regionalismus stützen. Nur ein Teil der Menschen wird

eine deutsche nationale Identifikation haben (sich deutsch oder deutsch-schlesisch fühlen) und sich gänzlich mit der deutschen Sprache und Kultur identifizieren. Dies wird vor allem bei denjenigen der Fall sein, die viele Jahre in Deutschland aufgewachsen sind und mit ihren Eltern in ihre Heimat zurückgekehrt sind, und/oder bei denjenigen, die bilinguale Schulen besuchen oder Deutsch als Muttersprache in der Schule als zusätzliche Sprache lernen. Mehr zweisprachige Schulen und Schulen, in denen Kinder und Jugendliche der deutschen Minderheit Deutsch als Muttersprache lernen, geben Hoffnung, dass zumindest ein Teil dieser jungen Menschen in Zukunft Mitglieder der deutschen Minderheitenbewegung werden.

Die Zukunft der Minderheit

Die ältere Generation, die heute meist eine Minderheit bildet, braucht Nachfolger. Nur einige der älteren Aktivisten entscheiden sich dafür, junge Leute an ihre Stelle als Vorsitzende der Ortsgruppe oder in den Vorstand der Ortsgruppe zu holen. Der Generationswechsel in den lokalen deutschen Minderheitenorganisationen vollzieht sich nur langsam, wenngleich aus der Perspektive der Jahre ein Wachstum zu erkennen ist. Nach Meinung vieler meiner Gesprächspartner ist es für die Aktivierung von Jugendlichen, einschließlich des Erreichens von Jugendlichen, die nicht Mitglied in einem Verein sind, nicht nur notwendig, einen Ort zu haben, an dem sich Jugendliche treffen können, sondern ihnen auch ein interessantes Programm anzubieten, das ihren Erwartungen entspricht

Junge Menschen werden in den Organisationen für die Zukunft der Bewegung dringend gebraucht. Rückblickend lässt sich bereits feststellen, dass die Zahl der Organisationen und ihrer Mit-

gliedert abnimmt. In den kommenden Jahrzehnten werden folgende Faktoren für die Existenz der deutschen Minderheit entscheidend sein: die Attraktivität der deutschen Minderheitenbewegung, die nationale Identität dieser gesellschaftlichen Gruppe, das gesellschaftspolitische Klima in Polen und die mögliche Anerkennung der Schlesier als ethnische oder nationale Minderheit. Langfristig wird die deutsche Minderheitenbewegung wahrscheinlich auf etwa ein Dutzend – wenn auch relativ dynamisch agierende – Gruppen schrumpfen, die eine deutschnationale Minderheit in Polen bilden werden. Das wird eine gesellschaftliche Gruppe mit mehreren tausend bis einigen zehntausend Angehörigen sein, vor allem im historischen Oberschlesien, die ihre deutschnationale Identität aus Überzeugung und starker Verbundenheit mit der deutschen Kultur beibehalten und gleichzeitig stark mit der Region verbunden bleiben, in der sie seit Generationen leben.

Paweł Popieliński

Wochenblatt, 19. – 25. März 2021

Paweł Popieliński

Wochenblatt, 19. – 25. März 2021

Über den Autor:

Paweł Popieliński, Doktor der Geisteswissenschaften, Soziologe und Politikwissenschaftler, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Arbeitsgruppe Deutschland am Institut für politische Studien der Polnische in Akademie der Wissenschaften.

Seit über 20 Jahren befasst er sich hauptsächlich mit der Geschichte und den aktuellen Problemen der deutschen Minderheit in Polen.

Eine Chronik aus Masuren

(Fragments)

Von Erwin Kruk

Was geschehen sollte, war bereits geschehen.

Langsam, lautlos und fast unbemerkt versank das Land, das ihn geboren hatte. Wenn noch nicht endgültig, so nur deshalb, weil er selbst, obwohl er das Bewusstsein der Unabwendbarkeit des Endes hatte, es aus Ratlosigkeit nicht zur Kenntnis nehmen wollte.

Er lebte noch, und seine Unruhe ermahnte ihn mit jedem Herzschlag, irgendetwas des Vergehenden der Finsternis zu entreißen, ehe es unter dem Gras des Vergessens verging.

Da gehst du ins Dorf?

Na ja. Zu den Kruk. Na so was! Warum schwindelst du so? Weißt du nicht, daß es sie nicht mehr gibt.

Warum sollte ich schwindeln? - empörte sie sich. Dummes Gerede. Und die da! - sie zeigte auf sie, die in einiger Entfernung vor der Treppe stehengeblieben waren. Da sind sie doch! Die zwei Kleinen. Da sind sie.

Da sag dock gleich, daß du auf den Friedhof gehst.

Und zum Hause auch - entgegnete sie. - Ich werde es ihnen zeigen, weil sie es nicht kennen. Er sah, wie sie den Kopf verdrehte, als wenn sie sich zur Schau stellte, oder stolz wäre über die witzige Wendung des Gesprächs, darüber, daß sie bei den Frauen Verwunderung, ja, Verwirrung hervorgerufen hatte.

Doch am Friedhof angelangt, der auf einem von Dickicht umwucherten Hügel lag, als sie überlegten, wie man sich einen Weg da hindurch bahnen, oder irgendeine weniger bewachsene Allee finden

könnte, verließ Tante Ida ihre Unbekümmertheit, die er übertrieben und peinlich gefunden hatte. Im Gegenteil, ihr von einem Tuch umwundenes Gesicht verfinsterte sich zusehends und nahm den üblichen strengen Ausdruck an. Und es schien ihm, als ob Tante Ida statt des Friedhofs einen Palast vor sich sähe. Denn wie wäre es sonst zu erklären, daß sie ihn, als sie seine lehmverschmierten Schuhe bemerkte, ermahnte, sie am Gras sauber zu wischen. Ob Richo aufmerksamer gewesen war, daß er keine Schimpfe bekam? Als er wieder zu ihnen trat, stand Tante Ida bereits vor den Gräbern und schwieg mit der gleichen frommen Andächtigkeit, wie sie sie in Neidenburg vor den Gräbern der Eltern von Großmutter Auguste zeigte, und seit kurzem auch vor Werners Grab. Doch gleich rief sie sie zu sich und hob an zu reden.

- Ihr müßt es euch merken - sagte sie - denn niemand weiß, was noch kommen kann. Vielleicht wird es bald niemanden geben, den ihr fragen könntet. Da sind eure Gräber ... Erwin sieh hierher, und nicht dahin ... Damit sie nicht verfallen wie die anderen, hab' ich mit der Samulewicz gesprochen, hab' Geld gesammelt, sie soll einen Meister besorgen, der die Gräber ummauert. Die vier da. Das erste am vom Feld her, wo der Buchweizen hinter dem Kirchhof wächst, da liegt eure Tante Ottilie Roschkowski. Eine Kruk, eine Schwester eures Vaters. Daneben Meta, eure Mutter, meine Schwester. Da wißt ihr's schon, das ist hier. Und das sie die Tochter von Großmutter Auguste ist. Und die zwei von der anderen Seite, das sind die Eltern eures Vaters. Er hieß Karl, und sie auch Auguste. Die war eine Nickel. Oje, die trugen den Kopf aber hoch. So, jetzt wißt ihr's, und werdet daran denken, nicht wahr? Sie hielt eine Weile inne, auf ihre Antwort wartend. Und als sie sie vernahm, hob sie noch einmal die Hand.

- Hier die Mutter, und hier die Großeltern. Und darauf im gleichen Atemzug befahl sie: und jetzt bückt euch und macht euch an die Arbeit. Ausreißen, was geht. Wir müssen hier Ordnung schaffen. Und ich gehe zur Samulewicz um einen Rechen oder eine Hacke.

Das Wetter war windig und kühl. Als die Gestalt Tante auf dem Weg hinunter zum Dorf allmählich verschwand, schien ihm als wäre es noch kühler gewor-
te und Hunger durchdrangen ihn plötzlich.

Das waren Gefühle, die er kannte, und die - merkwürdig zu sagen: die ihn kannten, ehe er, sie erkannte. Merkwürdig? Aber er hatte doch hier gestanden, unter den alten Frauen in Schwarz. Ein grauhaariger Mann mit eingefallenen Wangen hatte in der ausgesteckten Hand das Gesangbuch gehalten. Hatte er gesungen, gesprochen? Er wußte es nicht mehr. Nur dies, als er nach oben blickte, das kleine Gesicht zwischen den rauen Röcken, hatte er eine alte Hand gesehen, knöchernen Finger. Diese Hand hatte die ganze Zeit gezittert. Er hatte hier gestanden. Die anderen Gräber waren noch nicht dagewesen. Er hatte Sand geworfen auf die rohen Bretter. Und nach ihm die anderen. So viel Sand, daß das Loch bald zu war. Jetzt stand er wieder hier. Und das Gefühl der Kalte und des Hungers durchdrang ihn. Ein irrationales Gefühl, denn sie hatten im Zug Brote gegessen, aber dieses Gefühl nistete in seinem Gedächtnis und in seinem Empfinden, als wenn sich nur dort, in der Dunkelheit, jenseits der Worte, die er dafür fand, das verbarg, was den Körper stärken und dem Herzen Ruhe verleihen konnte.

Er trug den Unrat hinter die Mauer des Kirchhofs. Während er die beschmutzten Hände am Gras sauber wischte und sich zurückwandte, fiel ihm plötzlich ein, daß rechts ein Grabstein sein müßte. Er suchte ihn und kam nicht dazu, sich zu besinnen, woher er da-

von wußte. Denn da war schon Tante Ida mit einer Schaufel und einem Rechen zurück und mit einer Wasserkanne. Sie stellte die Kanne zwischen den Graben. Das Wasser schepperte darin. Die Blumen! - rief sie - Ich habe die Blumen vergessen. Wo mir doch Ottilie: so schöne zurechtgelegt hat. - Sie sah sie an und wählte den Jüngeren aus, Richo. Geh zur Samulewicz und hole sie.

Ja, antwortete er.

Er fragte nicht, wo die Samulewicz wohne, wie er gehen solle. Er ging, als wäre ihm der Weg bekannt, als wüßte auch er alles. Das verwunderte ihn mehr als sein eigenes Wissen von dem einzigen Grabstein auf diesem Friedhof.

Um sich das zu erklären, nahm er an, daß ein kindliches Bewußtsein, das oft Bilder der realen Welt verlor, im Inneren Zuflucht und Trost fand. Es konnte freilich auch sein, daß er einige Male mit Tante Ida auf dem Gutfelder Friedhof gewesen war, doch das Wissen darüber war ihm an diesem Tag verborgen. Doch so manches war im Gedächtnis wie ein Körnchen im Boden, unsichtbar fürs Auge, ehe es zu sprießen begann.

Den kleinen Wagen schob Margarete Rusch. Tante Grete war auf diesem Weg die einzige erwachsene Person. Für die Kinder war klar - sie mußten dorthin gehen wo sie. Ohne sich umzusehen. Denn hinter ihnen gab es keine Welt mehr. Sie gingen. Gingen und wachsende Müdigkeit begleitete sie. Immer seltener half Werner der Tante den Wagen zu schieben, und auch Ingrid blieb zurück. Zwei eiserne Rider, und jedes quietschten anders.

Er hielt sich an einem Brett fest und beugte sich darüber. Manchmal schien es ihm, er fiel kopfüber, auf die letzten Habseligkeiten der Tante. Zwischen den Bündeln war jedoch kein Platz mehr frei für ihn. Er stöhnte und weinte vor sich hin. Auf dem Wagen

lag sein jüngerer Bruder, bewußtlos und wirr im Fieber brabbelnd. Doch er, obwohl nicht viel alter, müßte gehen.

Er schleppte sich mit Mühe voran und die Augen fielen ihm zu. Die Tante sagte ihm, er solle wie Siggie laufen. Er trabte eine Weile vor dem Wagen her, blieb aber bald wieder stehen, er fiel vor Müdigkeit um. Der Sand war heiß, Blätter bedeckte ihn. Er langte mit den Händen nach Gras und kroch auf allen Vieren in den Schatten. Siggie hatte ein wenig weiter Sauerampfer gefunden, der hoch im Graben wuchs. Auch er begann die saureren Blätter zu kauen, sie würgten ihn und er schrie.

Da erschreckte ihn eine Ratte. Sie lief über den Körper einer toten Frau hinweg. Doch nicht die Frau, die da reglos lag, ihre zerrissenen Kleider, der verstümmelte Leib, blutverschmiert, war schrecklich für ihn, sondern das lebende Wesen. Diesmal war es eine Ratte, die vor ihm weglief, aber es hatte auch ein lebendiger Mensch sein können, das wäre schrecklicher als diese. Sie mieden die Dörfer. Die Sonne sengte. Hier und da lagen gebleichte Knochen herum. Anderswo ausgebrannte Fahrzeuge, ein Helm auf einer Zaunlatte wartet Schatten auf den Sand, Patronen, eine im Feld stehende Kanone, Reste von Uniformen. Menschenleere Landschaft und nur laute Vogelschreie darüber. Die Lupinen welkten. Da traten sie aus einem Wäldchen heraus, vor ihnen wieder Büsche und Bäume. Die Räder des Wägelchens versanken im Sand. Die dornige Erde verletzte die Füße.

Vor sich sah er Ingrid. Sie war groß wie Werner. Ihr Haar aber war lang und gar nicht verwirrt. Manchmal sprach sie mit ihrer Mutter, oder versuchte mit dünnen Ärmchen den Wagen zu schieben. Merkwürdig war, daß sie sich gar nicht am Kopf kratzte, als wenn ihr der Schweiß nicht von Stirn und Nacken lief, als wenn sie

keine Läuse hatte. ,

Tante Grete nahm das magere Körperchen Richos, der immer noch phantasierte, auf den Arm. Im Wagen war ein Platz frei geworden. Er hob flehend die Augen und starrte der Frau ins taubgraue Gesicht unter dem verblichenem Kopftuch. Während er sie anstarrte und auf ihr Erbarmen wartete, war Siggi, ihr Sohn, auf den Wagen gesprungen. Da senkte er wütend seinen Kopf und ließ ihn hängen, er hatte keine Kraft mehr ihn zu heben.

Schweiß und Tränen liefen seine Wangen herab. Er verschmierte sie mit schmutzigen Fäusten. Die offene Wunde in seinem Gesicht brannte. Die hatte er von damals, als diese Jünger mit einer Granate spielten. Er hatte sie später nie wieder gesehen, anscheinend waren sie in einer anderen Richtung gezogen, als er, seine Brüder und Tante Grete mit Tochter und Sohn. Die Wunde tat weh, sie war wieder aufgesprungen.

Werner nahm aus seinem Bündel einen Lappen und gab ihn ihm. Er legte ihn an die Wunde, aber so leicht, daß er mit dem, rinnen- den Blut die aufgesprungenen Lippen befeuchten konnte.

Sie gingen unentwegt. Endlich, als sie wieder ein Dorf hinter sich gelassen hatten, gelangten sie zu einem Häuschen am Rande des Waldes. Hier schob Margarete Rusch ihr Wägelchen in die Haselsträucher und versuchte, von ihrer Last befreit, sich aufzurichten. Ingrid und Werner wußten anscheinend, daß dies der Ort war, zu dem sie so lange gegangen waren. Sie schoben sich vor als wollten sie sofort hinlaufen. Auf den fremden Hof. Doch die warnende Stimme der Tante hielt sie zurück. Sie kehrten langsam um, und das kurze Aufleuchten in den mageren und verschwitzten Gesichtern verschwand unter der vorherigen Müdigkeit.

Er lag im Gras. Er schloß die verklebten Augen. Eine Hummel be-

gann in der Nähe zu summen. Es schien ihm, als wäre es ein Flugzeug. Das schreckte ihn auf. Er stöhnte weinerlich auf und öffnete die Augen. Wieder hatte der Himmel ihm seinen Schutz entzogen. Auf die Ellenbogen gestützt, begann er beunruhigt umherzuspähen. Da erblickte er Tante Grete vor sich, ihren Rücken, auf den die Fransen des verblichenen Kopftuches fielen. Sie spähte, hinter Ästen verborgen, zu dem umzäunten Gehöft vor ihnen, sie horchte geduldig, ob man es wagen konnte, sich zu nähern. Sie stand eine Weile reglos. Dann bewegte sie sich plötzlich. Eine alte Frau näherte sich mit Holzschuhen klappernd.

In der Hand hielt sie eine kleine Kanne. Tante Grete lief auf die Alte zu. Beide Frauen standen sich lange gegenüber. Eine Weile später stand die alte Frau über ihm, der sich gar nicht mehr erheben wollte. Sie hatte sehr weiße Haare. Es war Großmutter Auguste.

Dann saß er auf einer der Holzbänke am großen Küchentisch. Der war dunkel wie die Luft im Raum, den nur das Feuer unter der Ofenplatte erhellte. In Blechtellern duftete Milch. Schwarze Brotstücke schwammen darin. Sie waren trocken und hart. Er tunkte mit dem Löffel in der Suppe herum, aß aber nicht. Er war hungrig, konnte aber nichts herunterwürgen. Sie flößten ihm Milch ein. Richo stöhnte in seinem Fieber. Die Frauen trugen ihn irgendwo hin, um ihn umzuziehen. Bald wußte auch er nicht mehr, wo er sich befand. Er schlief mit einem Wintermantel bedeckt auf einem Strohsack ein. Lange konnte er seinen schmerzenden Kopf nicht heben. Er hörte Schritte und Flüstern in der Nacht. Und es schien ihm, als ob eine Nacht der anderen folgte.

Eines Morgens beunruhigte ihn die ihn umgebende Stille, er erhob sich und begab sich auf den Hof. Er hörte Muhen, und gleich darauf sah er Großmutter Auguste, wie sie ihre Kuh aus dem Wäld-

chen führte, um sie im kleinen Schuppen neben dem Stall unterzubringen. Doch weder Ingrid noch Sigggi noch Tante Grete waren zu sehen. Neben dem Zaun, unter einem Kirschbaum, erblickte er das abgestellte Wägelchen. Nun waren sie weniger und das bedeutete mehr Milch.

Er gewöhnte sich an das Klappern der Blechteller. Er sah aufmerksam zu, wenn Oma Auguste die Suppe verteilte, um nicht weniger zu bekommen als Werner. Das aber fand ein Ende, als eines nebeligen Tages, kurz nach dem Frühstück einige Männer in die Küche eindrangten. Einer war in Uniform, ein anderer trug eine Armbinde. Sie schrien und zielten aus einer Maschinenpistole auf Großmutter Auguste. Sie warfen Richo aus dem Bett und schnitten den Strohsack auf. Sie schossen auf den Eichenschrank und in die Glasvitrine. Das Glas fiel klirrend zu Boden.

Großmutter holte mit zitternden Händen ein Stückchen beschriebenes Papier hervor, das sie auf der Brust getragen hatte. Der Eine, der in der Mütze, las das Papier langsam von einer und von der anderen Seite. Als wenn ihn das ein wenig beruhigt hätte, warf er den Zettel auf den Tisch. Er fiel in einen der herumstehenden Blechteller mit einem Rest der Milchsuppe. Da klopfte der andere mit dem Ende seiner Maschinenpistole auf den Teller und schrie laut.

Sie schrien wirr durcheinander und liefen aus der Küche hinaus in den Hof, um den Stall und den Schuppen zu durchsuchen. Sie zerrten die Kuh, die nicht mehr im Walde versteckt war, über den Hof. Die Kuh brüllte. Großmutter Auguste lief hinter den Männern her. Einer stieß sie zurück. Sie stolperte und schwenkte dennoch das milchnasse Zettelchen in der Luft. Sie stand neben dem silbrigen Wermutsgesträuch, bis die Männer mit der Kuh hinter der Wegbiegung zum Dorf verschwunden waren.

Er mied das zersplitterte Glas. Nichts war geschehen. Sie haben doch niemanden getötet.

Erst nach einigen Tagen, als die herbstlich grauen Tage begannen und der Wind blies, ärgerten ihn die leeren Blechteller immer mehr. Großmutter Auguste ging ins Dorf und kehrte mit leeren Händen zurück. Sie sahen sie von weitem, denn die Bäume hatten ihre Blätter verloren. Großmutter schwankte vor Hunger und Kälte. Endlich zog sie sie warm an und schob sie vor die Treppe, sie schloß hinter sich das letzte Mal die Tür. Den kleinen Wagen schob Auguste Stach. Großmutter Auguste war die einzige erwachsene Person auf dem endlosen Weg, der sich wieder vor ihnen auftat.

Und jetzt, meine Lieben, die Lehrerin klopfte mit ihrem Bleistift auf den Tisch, kehren wir zu unserem Thema zurück. Dieses Thema war, falls es jemand vergessen haben sollte - der Kampf um die polnische Sprache im geteilten Polen. Also damals war Polen geteilt. Und auch dieses unser schönes Land wurde uns weggenommen. Aber die polnische Sprache blühte und entwickelte sich dennoch prächtig. Die Deutschen haben mit Gewalt unsere Sprache verdrängt. Gerade heute ist es, mir wieder aufgefallen: eure Namen. Gorczyca Gunter, Kruk Erwin, polnische Familiennamen mit fremden Vornamen. Wie wurde das polnisch klingen? Mit Sicherheit viel besser. Und was geht aus den Familiennamen hervor? Die, die sie tragen, sind von hier, Masuren, Ermländer. Ruhe bitte! Meine Lieben, was ist denn mit euch los. Was findet ihr lustig daran?

Na da steht mal auf, Fremde! sagte jemand und es wurde in der Klasse lauter. Steht auf, wir wollen euch begucken. Aber ich bitte euch! Ruhe! Was ist denn los mit euch? Nichts. Wir kämpfen um die polnische Sprache.

Er wäre am liebsten unter die Bank gekrochen. Linste aber nach um zu erspähen, wie Berni auf die belustigende Anmache reagierte. Doch er konnte seinen dunklen Wuschelkopf nicht sehen. Da hob von der Seite jemand die Hand hock. Ungeduldig schüttelte er die Hand. Endlich bemerkte ihn die Lehrerin. Er stand gelassen auf, langsam, ohne auf den herrschenden Tumult zu achten.

Ich heiße Albert Schwalbe, sagte er laut. Und zur Klasse gewandt wiederholte er: Albert Schwalbe. Meine Eltern sind Hiesige. Wir stammen von hier. Ich schäme mich dessen nicht. Ins Polnische übersetzt, hieße ich Wojciech Jaskóllka.

Na bitte, sagte die Lehrerin und klopfte mit dem Bleistift auf den Tisch. Du hast es begriffen, lobte sie.

Ja, entgegnete er. - Sicher. Weder meine Mutter, weder meine Großeltern, weder meine Urgroßeltern hießen je Jaskóllka. Und daher will ich bei meinem Namen bleiben. Denn das ist meins.

Er seufzte im Stillen. Worauf hatte sich dieser vierjährige Junge eingelassen. Wohin haben ihn seine Wege geführt? Wo war er angelangt? Vor den Masuren lebte in diesem Land auch ein Volk, das ebenso diesen Boden befruchtet hat. Das war in alten Zeiten. Geblieben ist das Vaterunser in unverständlicher Sprache. Geh, sagte er zu sich, sieh nach in deinen verstaubten Büchern. Lies es. Ein abstruser Einfall. Doch er erhob sich und fand die Worte, die in einem Katechismus vor vierhundertvierzig Jahren gedruckt worden sind.

„Thawe nuson, kas thu asse andangon. Swintins wirst Twais emmens. Pergeis Twais laeims. Twais quatis audaseisin na semmey kay andangon, Nuson deinan geittin dais numons schindeinan. Bha atwerpeis noumans nuson ausschautnikamans kay Has atwerpimay nuson ausschautnikamans. Bha ny wedais mane en perba-

dan. Sclait is rankeis mans assa wargan. Amen.“

Verklungen dieses Gebet des Herrn, verklungen die Sprache des Volkes, das aus dem Buch der Schöpfung gestrichen wurde. Der Gedanke überkam ihn, daß dies das Maß des Menschen sei, seine Hoffnung, mit der er sich über Unbegreifliches neigte, um es zu bewahren.

Vielleicht war es auch nur seine Flucht vor den hastig vorüberziehenden Tagen, vor der überheblichen Gewichtigkeit, die man dem Jagen nach Wind beimaß, vor der Trübung der Einsicht, daß jeder Mensch sich irgendwann einsam sieht unter den Toten und den Lebendigen. Doch wer war er jetzt, wo es einsam um ihn geworden ist und nur der Wind heulte? War er der, der kommt und der geht zugleich. Der trotz Hoffnung voller Zweifel sich zurückwendet, weil man das Tor, dem er sich genähert hatte, vor ihm, verschloß? Der zerrissene Sack auf den Schultern, die Fetzen des Lebens, all das, was vom jahrhundertalten Erbe geblieben war, das war sein Land.

Übersetzt von Renate Schumann

Erwin Kruk, (* 4. Mai 1941 in Gutfeld, Kreis Neidenburg; † 31. März 2017 in Olsztyn,) war ein deutsch-polnischer Schriftsteller, masurischer Dichter und Literaturkritiker polnischer Sprache.

Romane und Essays: „Drogami o świcie“ (1967) – Unterwegs am Morgen, „Kronika z Mazur“ (1989) – Masurenchronik, „Szkice z mazurskiego brulionu“ (2003) – Skizzen aus der masurischen Kladde

Gedichte: „Rysowane z pamięci“ (1963) – Aus dem Gedächtnis gemalt, „Zapisy powrotu“ (1969) – Notizen der Rückkehr, „Moja Północ“ (1977) – Mein Norden, „Z krainy Nod“ (1987) – Aus dem Land von Nod, „Znikanie“ (2005) – Das Verschwinden

Marienburg/ Malbork:

Das UNESCO-Weltkulturerbe Marienburg

Der größte Backsteinbau Europas

Rund 60 Kilometer südöstlich von Danzig und 120 Kilometer nordwestlich von Allenstein liegt der größte Backsteinbau Europas – die Marienburg. Gemessen an der Gesamtfläche der Burganlage ist es sogar die größte Burganlage der Welt. Die Marienburg war einst Hauptsitz des Kreuzritterordens und wurde ausschließlich aus Ziegeln erbaut. Die Bauzeit des mächtigen Bauwerks betrug 30 Jahre. **Die Marienburg gehört seit 1997 zum UNESCO Weltkulturerbe.**

Die wechselhafte Geschichte der Marienburg begann vor 750 Jahren mit ihrer Gründung durch den Deutschen Orden. Nach ihrem Verfall bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts wurde sie von deutscher Seite wiederaufgebaut. Nach den Zerstörungen von 1945 wurde die Marienburg dann von polnischer Seite restauriert.

Heute ist sie dadurch ein Symbol des gemeinsamen deutsch-polnischen kulturellen Erbes und ein imposantes Monument. Sie ist eine der größten touristischen Attraktionen Polens.

Der beste Startpunkt

„Da steht die Marienburg auf dem hohen Ufer der Nogat und spiegelt sich mit ihren hochrangigen Türmen, spitzen Giebeln, mächtigen Strebepfeilern und zackigen Zinnen im Abendscheine in den klaren Fluten des breiten, langsam hinziehenden Flusses“ heißt

es im 1881 erschienenen Buch „Heinrich von Plauen“ von Ernst Wiechert.

Das ist bis heute so und daher ist der beste Startpunkt einer Besichtigung der mittelalterlichen Ordensburg des Deutschen Ordens das andere, das westliche Ufer der Nogat. Von dort hat man das Bauwerk in seiner gesamten Pracht mit seinem Spiegelbild als Panorama vor Augen. Eine Mauerring hinter dem nächsten, Außenmauern, Vorburg, Mittelschloss und Hochschloss türmen sich übereinander und gipfeln im Hauptturm des Hochschlusses, dem zentralen und ältesten Teil der Marienburg.

Insgesamt hat das Gelände eine Fläche von 22 Hektar, das entspricht der Hälfte des heutigen Vatikanstaates.

Polen, Schweden, Preußen, Deutschen Reich ...

Seit 1466 gehörten die Stadt Marienburg und die Marienburg selbst zu Königlich Preußen, also dem westlichen Teil Preußens, der mit der polnischen Krone verbunden war. Die Marienburg war lange Zeit repräsentativer Sitz und Nebenresidenz der polnischen Könige, wenn sie sich in Pommern aufhielten.

Es folgten unruhige Zeiten. Der Dreißigjährige Krieg und der Polnisch-Schwedische Krieg brachten jeweils eine mehrere Jahre dauernde Besetzung der Marienburg durch die Schweden.

Widerstand gegen Abrisspläne und Restauration

Mit der Ersten Polnischen Teilung 1772 fiel die Marienburg an das Königreich Preußen und wurde der neu geschaffenen Provinz Westpreußen angegliedert. Sie wurde unter anderem als Kaserne genutzt und sollte sogar abgerissen werden, um an ihrer Stelle und aus ihren Bestandteilen ein Magazin zu errichten. Es

gab vehementen Widerstand von Architekten, Malern und Dichtern, sodass 1804 der preußische König Friedrich Wilhelm III. weitere Abrissarbeiten verbot. Stattdessen wurde im Jahr 1817 unter dem Oberpräsidenten von Westpreußen, Heinrich Theodor von Schön, mit der Restauration der Marienburg begonnen.

Diese Arbeiten liefen im Grunde weiter bis ins Jahr 1939, bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs. Im deutschen Kaiserreich unter der Regierung von Kaiser Wilhelm II. war die Marienburg eine Pfalz des Kaisers und spielte eine wichtige Rolle für die nationale Identität. Die positive Folge davon war, dass sie zwischen 1896 und 1918 nachhaltig restauriert wurde. Mit dieser Restaurierung fest verbunden ist der Name Conrad Steinbrecht, der sich als Architekt, preußischer Baubeamter und Denkmalpfleger um den Erhalt der Burg des Deutschen Ordens verdient gemacht hat. Der „Wiederhersteller der Marienburg“, wie auf der Gedenktafel für ihn im Mittelschloss der Burg zu lesen ist, hatte eine Rekonstruktion in ihrer ursprünglichen Form im Auge; sein Grundprinzip lautete „Kein Schritt in einem anderen Sinne als dem historischen“. 1896 wurde schließlich das Hochschloss restauriert, 1906 die Großkomturei, 1917 der Große Remter und bis 1918 der Dansker (eine mittelalterliche Toilettenanlage) und die Außenanlagen. Eine eindrucksvolle Bilanz.

Außerdem ergänzte Steinbrecht das Mobiliar und Inventar unter anderem mit dem Ankauf von Waffensammlungen. Die Waffen, die sich im Laufe der Jahre angesammelt haben, werden Besuchern der Marienburg heute in einer Ausstellung ebenso gezeigt wie eine wesentliche Grundlage der wirtschaftlichen Macht des Deutschen Ordens - der Bernstein. Unter den Privilegien, die sich der Orden in seiner Blütezeit sichern konnte, war nämlich auch das

Monopol auf Bernstein. Seine Bearbeitung und viele aus ihm gefertigte Schmuckstücke und Kunstwerke werden im Mittelschloss der Marienburg präsentiert.

...und zurück an Polen

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde der Deutsche Orden und damit die Marienburg ähnlich wie das Tannenberg-Denkmal ideologisch ausgeschlachtet. Es war sogar der Neubau einer NS-Ordensburg angedacht, die nordöstlich der mittelalterlichen Anlage errichtet werden sollte. Dazu kam es aber nicht mehr. Stattdessen diente die Marienburg der Wehrmacht als Festung, als gegen Ende des Zweiten Weltkrieges die sowjetische Armee versuchte, die Marienburg einzunehmen. Nach längerer Belagerung griffen die Sowjets schließlich zu schwerer Artillerie, wodurch die Burg zu 60 Prozent zerstört wurde.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs fiel die Marienburg an Polen. Kurz danach begannen die Restaurierungsarbeiten, zuerst überwiegend Aufräumungs- und Sicherungsarbeiten unter der Aufsicht des Militärs, ab 1951 dann unter dem Dach der Polnischen Gesellschaft für Tourismus und Landeskunde PTTK. Auf Initiative eines örtlichen Komitees für den Schutz und die Aufrechterhaltung der Burg wurde 1961 das Schlossmuseum gegründet. Seither wurden die Sammlungen Schritt für Schritt erweitert und die Marienburg unter fachlicher Begleitung Stück für Stück rekonstruiert. Mit der Weihung der Marienstatue vor vier Jahren ist die Wiederherstellung weitestgehend abgeschlossen.

Ein wichtiger Erfolg des Erhalts des Bauwerks über die Jahrhunderte hinweg ist, dass die Marienburg seit dem 7. Dezember 1997 zum Weltkulturerbe der UNESCO gehört. Vor allem aber besuchen

sie jedes Jahr Hunderttausende Touristen, darunter als größte ausländische Gruppe sehr viele Deutsche.

Im Jahr 2019 wurde erstmalig die Zahl von 800.000 Besuchern überschritten.

Uwe Hahnkamp

Wochenblatt, 19. – 25. März 2021

Das Galindendorf

Von Brigitte Jäger-Dabek

Es war einmal ein Land, das weit, weit hinter dem großen Strom lag, den man Weichsel nannte. Geschützt von tiefen, undurchdringlichen Urwäldern lag das Land jenseits der bekannten Welt. Viele tausend Seen hatte das Land, und man hieß es die Große Wildnis.

Auch lebten Menschen in diesem Land, zwölf Völker waren es, Prussen wurden sie genannt. Sie waren Stämme von Freien und lebten in Eintracht auch ohne einen obersten Herren.

Es einte sie der Glaube, dem Kriwe, wie sie ihren obersten Priester hießen, huldigten sie in Romowe, dem heiligen Hain. Ihre Priester und Priesterinnen - denn es gab auch Frauen unter ihnen - nannten die Prussen Kriwaiten, die wissenden und heiligen Männer, die in den Dörfern lehrten was gut war und was es zu feiern galt, hießen Waidelotten.

Es waren lebensfrohe, allen Sinnenfreuden zugetane Völker, deren höchster Gottesdienst das Fest war, mit reger Beteiligung von Männern und Frauen an mehrtägigen Gelagen und üppigen Festmahlen. Ihre Hauptgötter hießen Perkunos, Potrimpos und Pikollos, auch kannten sie zahlreiche Neben- und Untergötter. Der wichtigste von allen aber war Perkunos, dem sie opferten und der sich den Kriwaiten durch Blitz und Donner offenbarte. Ihre Riten und Bräuche waren einfach, erwarteten keine Bulk und Bescheidung von den Prussen, im Gegenteil, sie waren lebensnah und hoben die Lebens-

freude.

Mitten in diesem Lande lebte Bartko, der Galinder mit den Seinen in einem Dorf am langen See, genau dort, wo der Fluss hineinmündete.

Das Land gab ihnen alles, was sie brauchten, die dichten Wälder waren wildreich und quollen aber von Pilzen und Beeren. Die Gewässer waren fischreich, sie waren Fischer und Jäger, hielten nur wenig Vieh und trieben kaum Ackerbau.

Trotz aller Reichtümer der Natur kannten sie auch schwere Zeiten, wenn die Winter so hart waren, das der Schnee ihre Hütten begrub und die Eisdecke so dick war, dass sie kaum ein Loch hineinschlagen konnten um an ihre Lieblings Speise zu kommen: köstliche Maränen. Dann blieb ihnen nur der Fluss zum Fischen, denn der floss so schnell, dass er niemals zufror.

Jedoch waren sie zufrieden mit dem, was sie hatten, Reichtum kannten sie nicht einmal dem Worte nach, Besitz galt wenig und so war ihnen Missgunst fremd. Den Reichtum, den sie schätzten, gab ihnen der See, verlockend zarte Maränen zum Festmahl und Krebse schenkte der Fluss.

So lebten sie zufrieden viele Jahrhunderte lang in ihrem abgeschiedenen Dorf, wussten nicht viel von der übrigen Welt, nur zweimal nahmen je drei Krieger an den Kämpfer mit den entfernten Nachbarn der Galinder, den Masowiern teil. Jedoch auch sie kehrten in ihr Dorf zurück und wollten nichts wissen von der Fremde.

Eines Tages aber brachten die Kriwaiten bedrohliche Nachrichten mit vom Kriwe in Romowe. Die prussischen Brüder, die dort lebten, wo die Abendsonne sich senkte, waren in großer Bedrängnis, angegriffen von einem mächtigen, ganz unbekanntem Heere.

Die Kriwaiten riefen zum Krawul, wie die Galinder die große Dorfversammlung nannten, und lange saßen alle beisammen, wogen ab, beratschlagten, und fassten einen Entschluss.

Bartko galt als tapferer Krieger und besonnener Mann, Weisheit wurde ihm nachgesagt. Er sollte zum Heerführer gehen, dem Reiks, und bereden, was zu tun war. Denn sie lebten weit entfernt von den anderen Dörfern, ganz allein und schutzlos. Bartko tat, wie ihm aufgetragen ward und wanderte ein paar Tage lang dorthin, wo morgens die Sonne aufgeht und hinter dem großen Buchenwald fand er auf einer kreisrunden Lichtung das große Heerlager der Brüder und der anderen Brüdervölker.

Er besprach mit dem Reiks, was zu besprechen war. Nein Bruder, ihr braucht keine Krieger zu stellen, antwortete ihm der Reiks, schützt euch nur selbst, denn wir können euch nicht helfen, können nicht zersplittern die Kriegsmacht, zu Ernst ist die Lage.

Beunruhigt eilte sich Bartko heimzukehren in sein Dorf am See. Rasch kamen sie zusammen beim Krawul und ließen Bartko berichten, was der Reiks gesagt. Was sollte geschehen, was blieb zu tun? Klein war das Dorf, nur ein paar Dutzend Familien, wie sollten sie kämpfen gegen solche Übermacht?

Es war Bartkos Vorschlag, den sie annahmen, dem sie nun folgen wollten. Fort wollten sie vom See, den man mit Schiffen befahren konnte, hier würden die Feinde sie finden und töten. In Eile packten sie zusammen, was nötig war, brachen ab, was abbrechen möglich. Zuletzt steckten sie ihr Dorf an, brannten es nieder, bis nichts mehr sie verriet. Schon im Frühling würde keine Spur mehr verraten, dass sie einst hier gelebt hatten. Sie zogen am Fluss entlang, von Bartko geführt, immer weiter an den dicht bewachsenen Ufern entlang, sich mühsam den Weg durch Urwald bahndend bis sie nach vielen Tagen an einen Bogen kamen, auf dessen hohem Ufer sie siedeln wollten. Sie bauten ein neues Dorf, das auf dem steil aufragenden Hügel besser zu verteidigen war, als das alte. Sie waren sicher, dass kein Mensch hier je gewesen war, niemand sie verraten konnte. Ja, hier würden sie überleben den Sturm.

Auch diese Wälder waren voll von Beeren und Pilzen, die Jäger fanden reiche Beute, das Vieh fette Weiden und der flache Fluss quoll über von Fischen. So richteten sie sich ein und lebten ihr

alltägliches Leben. Bartko blieb Zeit seines langen Lebens ein von den Göttern gesegneter und von den Kriwaiten und Brüdern geschätzter Mann. Nur manchmal, da sehnte sich der kleine Galinderstamm nach der Weite des Sees und den köstlichen Maränen, denn die gab es nicht im Fluss.

So lebten sie viele Jahre ganz für sich und in Frieden. Doch dann riefen die Kriwaiten zum Krawul. Auch die Waidelotten hatten in ihrer Weisheit gesagt, so ginge es nicht mehr Lange weiter, waren sie doch nun bald alle miteinander verwandt. Frisches Blut müsse her, Frauen aus den alten Nachbardörfern. Auch solle man den Kriwe in Romowe aufsuchen und schauen wie es den Brüdern geht. Vielleicht könnte man ja auch wieder an den See zurückkehren.

Bartko, der schon sehr alt war und ein weiser Mann, stimmte dem zu. Seine Söhne Kaystute und Glande bräuchten Frauen und einer von ihnen solle sich aufmachen, die Brüder zu suchen und vielleicht auch ein paar köstliche Maränen mitbringen.

Die Wahl fiel auf Kaystute, den äteren, bedächtigeren der Söhne Bartkos. Kaystute wanderte viele Tage auf dem Weg, den sein Vater ihm beschrieben hatte, zuerst am Fluss entlang, dann durch den dichten Wald hindurch, bis er an den See kam, den er selbst noch nie gesehen hatte. Dort sollte er der Abendsonne folgend am Ufer entlang wandern, bis er zu einem großen Dorf kam, das die galindischen Brüder bewohnten.

Kaystute tat, wie ihm vom Vater aufgetragen und erreichte das Dorf, aber er war nicht sicher, ob er den Weg nicht doch verfehlt hatte, denn es war so ganz anders, als der Vater und die Waidelotten es beschrieben hatten.

Viele Menschen sah er dort in merkwürdigen Kleidern und wenn sie redeten, verstand er sie nicht. Eine große Burg stand dort, aus rotem Stein gebaut, nicht aus hölzernem Hakelwerk, wie der Vater sie ihm beschrieben hatte. Sie bauten gerade ein wuchtiges Haus auch aus dem roten Stein, mit einem Turm daran, aber eine Burg

war das nicht.

Wen er auch fragte, was es damit auf sich hätte, lief weg oder legte die Hand auf die Lippen um ihm zu bedeuten, dass er schweigen möge. Als er einen jungen, so seltsam mit einem glitzernden, steifen Hemd aus lauter kleinen Ringen gekleideten Krieger fragte, schlug dieser ihn, dem fliehenden Kaystute Unverständliches nachbrüllend. Von nun an schaute sich Kaystute schweigend um, bis er am Rand des großen Dorfes auf zwei Männer traf, die sehr leise in seiner vertrauten Sprache miteinander redeten. Brüder, rief Kaystute erleichtert, endlich habe ich euch gefunden.

Die beiden erschreckten Galinder zogen ihn fort in den nahen Wald, wo sie ungestört reden konnten. Woher kommst du Bruder, weißt du denn nicht, dass wir schon viele Jahre in Knechtschaft leben? Der Feind war gar zu übermächtig, wir konnten nicht standhalten. Die Herrschaft war so grausam, dass wir uns bald erhoben, aber wir waren zu schwach.

Keinen Reiks, keinen Kriwe, kein Romowe gab es mehr, erfuhr Kaystute, und dem alten Glauben der Väter hatten sie auch abschwören müssen.

Das rote Haus, das du sahst, ist der Herren neuen Romowe, in dem nur noch ein Gott mit seinem Sohn wohnt. Aber er wird nicht richtig gefeiert, keine Festmahle ihm zu Ehren, keine Trinkgelage. Er muss darb ein sehr trauriger Gott sein und verbietet viel, keine Freude ist in dem neuen Glauben.

Das Leben sei traurig und volley Gefahren, ständig würden alle Galinder bewacht, ob sie gar dem alten Glauben noch anhängen und den Göttern wohl doch opferten, berichteten die Brüder. Erst wenn die neuen Herren dereinst ganz sicher sein, dass kein Galinder mehr fehle gegen den neuen Gott, dürften sie leben, wie die anderen Menschen auch, die jetzt in so großer Zahl in ihr Land kämen. Nur wenn sie eine Fremde freien, einen Fremden zum Manne nahmen würden und Christenkinder bekämen, dürften Galinder noch unbehelligt leben, verkündete uns allen ihr Kriwe,

der Bischof heißt. Unser Dorf aber strafen sie besonders, weil wir so lange widerstanden.

Die Brüder hatten Vertrauen gefasst und nahmen Kaystute mit in ihr Haus, die Wirtschaft dort führten die Schwestern, denn die Eltern waren schon vor langer Zeit von den Christen - so heißen die neuen Herren - erschlagen worden.

Was tragt ihr für Namen, sie klingen so fremd, Heinrich, Georg, Maria und Johanne, ich hörte sie nie unter Brüdern fragte Kaystute. Ach Bruder, die alten Namen, bei denen uns einst die Eltern riefen, haben wir schon vergessen, dürfen die nicht tragen.

Nur bei den neuen Namen dürfen wir uns nennen, die ihrem Gott gefallen, denn bei diesen Namen wurden einst ihre Waidelotten und heiligen Männer gerufen, klagte Georg.

Warum sind eure Schwestern noch hier und Jungfern, hat keiner der Bruder Gefallen an ihnen gefunden, begehrte Kaystute zu wissen. Oh Bruder, kein Bruder darf sie freien in unserem Dorf, auch wir dürfen der Brüder Schwester nicht nehmen zur Frau. Ich sagte dir doch, unser Dorf trifft besondere Strafe, keiner Galinderin ist es bei uns erlaubt, einen Galinder zum Manne zu nehmen. Lieber verdorren wollen die beiden stolzen Schwestern, als Fremde zum Mann zu erwählen, erklärte ihm Heinrich.

Du sprachst von Glande, deinem Bruder, der auch noch unbeweibt ist, sagte Heinrich, nimmt beide Mädchen mit, bevor sie verblühen und macht sie zu euren Frauen.

Kaystute tat, wie erbeten und machte sich mit Maria und Johanne auf den Heimweg, nicht ohne an reichlich Maränen für den Vater gedacht zu haben. Der Weg war beschwerlich mit all den Lasten, auch die Frauen trugen schwer, sie kamen langsam, aber stetig voran. Während die Mädchen sich des Abends am Lager erholten und das Feuer hüteten, jagte Kaystute und sammelte Beeren im Wald. Die Gesellschaft der Mädchen wurde ihm lieb, sie klagten nicht und er musste die weite Reise nicht allein machen. Voll Gefallen schaute er auf Maria, die seinen Blick scheu erwiderte.

Am Feuer erzählte er von seinem Vater Bartko und Glande, dem

Kaystute, und dem alten Glauben der Väter hatten sie auch abgeschwören müssen.

Das rote Haus, das du sahst, ist der Herren neuen Romowe, in dem nur noch ein Gott mit seinem Sohn wohnt. Aber er wird nicht richtig gefeiert, keine Festmahle ihm zu Ehren, keine Trinkgelage. Er muss darb ein sehr trauriger Gott sein und verbietet viel, keine Freude ist in dem neuen Glauben.

Das Leben sei traurig und volley Gefahren, ständig würden alle Galinder bewacht, ob sie gar dem alten Glauben noch anhängen und den Göttern wohl doch opferten, berichteten die Brüder. Erst wenn die neuen Herren dereinst ganz sicher sein, dass kein Galinder mehr fehle gegen den neuen Gott, dürften sie leben, wie die anderen Menschen auch, die jetzt in so großer Zahl in ihr Land kämen. Nur wenn sie eine Fremde freien, einen Fremden zum Manne nahmen würden und Christenkinder bekämen, dürften Galinder noch unbehelligt leben, verkündete uns allen ihr Kriwe, der Bischof heißt. Unser Dorf aber strafen sie besonders, weil wir so lange widerstanden.

Die Brüder hatten Vertrauen gefasst und nahmen Kaystute mit in ihr Haus, die Wirtschaft dort führten die Schwestern, denn die Eltern waren schon vor langer Zeit von den Christen - so heißen die neuen Herren - erschlagen worden.

Was tragt ihr für Namen, sie klingen so fremd, Heinrich, Georg, Maria und Johanne, ich hörte sie nie unter Brüdern fragte Kaystute. Ach Bruder, die alten Namen, bei denen uns einst die Eltern riefen, haben wir schon vergessen, dürfen die nicht tragen.

Nur bei den neuen Namen dürfen wir uns nennen, die ihrem Gott gefallen, denn bei diesen Namen wurden einst ihre Waidelotten und heiligen Männer gerufen, klagte Georg. Herz sich langst entschieden, Maria wollte er heimführen.

Frohen Herzens begrüßen ihn Bartko der Vater und Glande der Bruder, zufrieden mit der Wahl Kaystutes. Einem alten Brauch nach wurde drei Tage gefeiert, mit üppigen Festmahlen und fröhlichen Gelagen, auch Perkunos ward reichlich geopfert. auf dass er

Bruder, den er der errötenden Johanne als guten Mann verhiel. Denn als sie das versteckte Galinderdorf erreichten, hatte sein Herz sich längst entschieden, Maria wollte er heimführen.

Frohen Herzens begrüßen ihn Bartko der Vater und Glande der Bruder, zufrieden mit der Wahl Kaystutes. Einem alten Brauch nach wurde drei Tage gefeiert, mit üppigen Festmahlen und fröhlichen Gelagen, auch Perkunos ward reichlich geopfert. auf dass er die jungen Paare behüten möge. Auch die Kriwaiten nahmen die jungen Töchter in die Gemeinschaft auf und gaben Kaystute und Glande ihren Segen.

Bartkos Haus war nun bestellt und für die Nachkommen war im nicht bange. Zufrieden betrachtete er seinen wohlgeratenen Sohn Kaystute und Glande, die Götter waren ihm gnädig gewesen.

Beim Krawul lauschten alle gespannt Kaystutes Worten, die Alten waren betroffen vom Los der Brüder, ihrem freudlosen Leben ohne den Trost der Götter und die Kriwaiten beschlossen ein Opferfest. Die Waidelotten ermunterten sieben weitere junge Krieger, es Kaystute gleich zu tun und mit Geschenken beladen zu den Brüdern im Christenland aufzubrechen um dort jeder eine Schwester zu freien. Andere waren des Lebens in der Abgeschiedenheit überdrüssig, seit sie wussten, wo ein anderes, wenn auch entweder unfreies oder den alten Glauben verleugnendes Leben in neuer Gemeinschaft zu finden war. Zu groß war der Reiz des Neuen, Fremden und auch etliche Jungfrauen flehten ihre Brüder an sie mitzunehmen, wenn sie sich zu neuen Ufern aufmachen wollten. Auch sie gingen in Frieden.

So leerte sich das abgeschiedene Dorf, allein die Alten, die Kriwaiten, die Waidelotten und Bartkos Familie blieben auf dem hohen Ufer des Flusses zurück. Doch nach drei Monden jedoch kehrten die sieben jungen Krieger zurück und mit ihnen sieben junge Frauen, eine anmutiger und gescheiter als die andere.

ben füllte bald die Hütten. Glande und Kaystute, die beide wie vordem ihr Vater Bartko uralt wurden, teilten sich brüderlich die Nachfolge des Vaters, der längst zufrieden zu Perkunos gegangen war.

Ein neues kleines Galindervolk wuchs heran, lebte zufrieden und in Harmonie in der Abgeschiedenheit, die nicht einer von ihnen je wieder verließ. Kein Mensch fand je den Weg zu ihrem Dorf. Nur manchmal erzählen auch heute noch einige Alte, sie hätten in den tiefsten Wäldern Masurens Stimmen gehört, die, als sie sich ihnen näherten riefen: Perkunos abgehe muss - Perkunos bewahre uns!

Die Autorin über sich:

„Mein Name ist Brigitte Jäger-Dabek und ich bin freiberufliche Autorin und Journalistin. Während der fast drei Jahrzehnte währenden journalistischen Tätigkeit habe ich Texte für Wissensportale und informative Webseiten geschrieben, unzählige Artikel für Webseiten, Zeitungen und Zeitschriften wie den Freitag oder den Focus. Dazu war ich für Internetportale als Onlineredakteurin tätig. Als freie Autorin verfasste ich Reiseberichte Bücher und Ebooks, für das Deutsche Polen Institut habe ich an einer deutschsprachigen Schulbuchreihe mitgearbeitet.

Mein Schwerpunkt und besonderes Interesse liegt bei Texten und Vorträgen über Polen, ich gelte als Polenexpertin und habe Texte aller Art über unser Nachbarland geschrieben wie Berichte aus dem Alltag der Polen abseits der großen Metropolen und Hochglanz-Shoppingmeilen. Reportagen über unverbrauchte Landschaften und unberührte Natur, die auf Individualreisende und Entdecker warten. Das gilt nicht nur für Polen, sondern genauso für das russische Kaliningrader Gebiet und die Baltischen Staaten. Auch Kultur und Geschichte des einstigen Ostpreußens, der Herkunftsregion meiner Familie, gehört zu meinen Arbeitsgebieten.

<https://jaeger-dabek.com/>

In diesem Heft

- 3 Masuren – ein wiederkehrendes Thema**
Von Erwin Kruk
- 12 Die Jugend: Was wird nun aus ihr? Gegenwart und Zukunft**
Von Paweł Popieliński
- 17 Eine Chronik aus Masuren (Fragments)**
Von Erwin Kruk
- 28 Der größte Backsteinbau Europas**
Von Uwe Hahnkamp
- 32 Das Galindendorf**
Von Brigitte Jäger-Dabek

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Inne- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

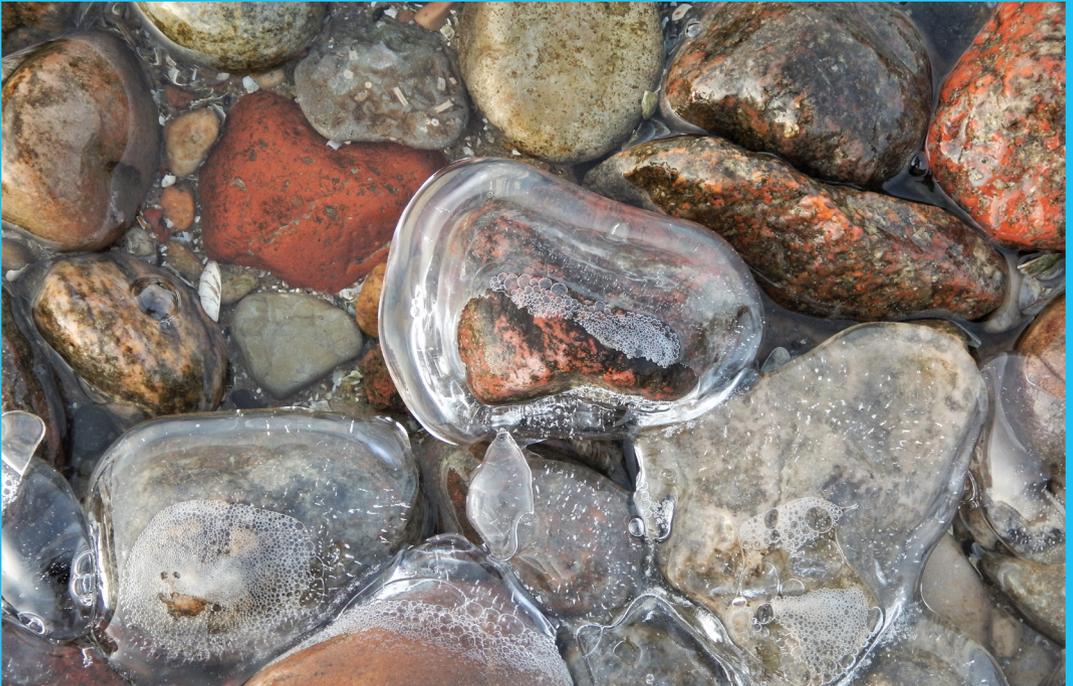
Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Marienburg/ Malbork: Der größte Backsteinbau Europa

Die Marienburg gehört seit 1997 zum UNESCO Weltkulturerbe. S.28

Foto: vod.tvp.pl



Der Frühling steht von der Tür!

Foto: Ewa Dulna